



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Kleinere Mitteilungen.

Das Tagebuch und die Freisinnigen. Die jüngste Vergangenheit war so reich an Vorgängen, die bis dahin in Deutschland, oder genauer gesagt in Preußen, für ganz unmöglich gegolten hatten, daß wir schon meinten, durch nichts mehr in Staunen versetzt werden zu können. Die Veröffentlichung aus dem Tagebuche des Kaisers Friedrich hat uns von unserm Irrtum überzeugt. Und, um von allen andern Beziehungen abzusehen, auch der oppositionellen Presse müssen wir das Zeugnis ausstellen, daß sie unsre Erwartungen weit hinter sich gelassen hat.

Sehr viele Leser, und wir gehören zu dieser Zahl, hielten das, was in der „Deutschen Rundschau“ erschienen ist, nicht für echt, wollten es nicht für echt halten. Ein Tagebuch, worin nicht allein Thatfachen, sondern Gefühle, Stimmungen u. s. w. zum Ausdruck kommen, mitten in der bewegtesten, ereignisreichsten, aufregendsten Zeit regelmäßig fortgeführt, ist in unserm Zeitalter ohnehin eine auffallende Erscheinung. Daß bei dem Niederschreiben der einzelnen Sätze nicht an die Möglichkeit gedacht worden ist, sie könnten in absehbarer Zeit in die Öffentlichkeit gelangen, versteht sich von selbst. Aber auch die Mitteilung an mehrere vertraute Freunde und Anhänger, ohne daß der Inhalt vorher streng gesichtet und alles unterdrückt worden wäre, was als die Frucht augenblicklicher Verstimmungen oder Mißverständnisse oder als Ausfluß persönlicher Antipathie kenntlich ist — auch diese schien unglaublich. Wie? Die offenen oder halbverhüllten Ausfälle nicht allein gegen Bismarck, Noon, Podbielski, den Prinzen Friedrich Karl, sondern die Bemerkungen, die ihre Spitze gegen Wilhelm I. lehren, sollten mit Wissen und Willen des Verfassers in fremde Hände gegeben worden sein? Sätze, die der Unmut eingegeben haben mochte, oder deren Fassung verrät, daß die Zeit zur ruhigen Erwägung gemangelt hat, sollten später, bei ruhigem Blute und bei Muße förmlich anerkannt worden sein? Am meisten Aufsehen hat die Stelle erregt, worin der Kronprinz (angeblich) für sich den Ruhm in Anspruch nimmt, der erste den verfassungsmäßigen Einrichtungen ohne allen Rückhalt ehrlich zugethane deutsche Fürst zu sein. Aber es finden sich verschiedene, nicht ebenso deutliche, aber doch gleichwertige Aeußerungen. In andrer Richtung bewegt sich der Satz: „Roggenbach ist und bleibt der einzig Vernünftige und Zuverlässige unter den anwesenden Staatsmännern,“ ein Satz, der zugleich als Erklärung zu den Zweifeln an „Aufrichtigkeit“ dienen kann. Andre Stellen wieder nahmen sich wie Einschießel aus allerneuester Zeit aus. J. V. die Erwähnungen der Kronprinzessin in einem Tone, wie er dem liebenswürdigen Chemanne wohl ansteht, aber in den ernstern Betrachtungen über die des künftigen Herrschers harrenden Aufgaben und Schwierigkeiten unerwartet kommt, und die Hervorhebung des „einfach natürlichen herzlichen Verhältnisses“ zwischen dem Prinzen Wilhelm und seinen Eltern (1871!). Das schmeckt doch verdächtig nach dem ad hoc. Nun gar die an ein tausendmal gebrauchtes geflügeltes Wort erinnernde Eintragung vom 23. Februar: „Der nächste Beruf im Frieden ist die Lösung der so-

zialen Fragen, die ich gründlich erforschen werde!" Und je öfter wir die Seiten überlesen, desto mehr Anlaß ergab sich zum Kopfschütteln. Aus der sogenannten Konfliktzeit waren allerdings merkwürdige Aussprüche in Erinnerung, aber seitdem hatte ja der Kronprinz eine zu große Schule durchgemacht und sich überzeugen müssen, daß er geirrt hatte. Nein, wer das Andenken des zweiten deutschen Kaisers hochgehalten wissen wollte, konnte sich nicht leicht hin entschließen, das Tagebuch, wie es vorliegt, für echt zu halten; er würde es am liebsten gesehen haben, wenn das Ganze, die mit voller Wichtigkeit behandelte Titelfrage, der Gedanke, die süddeutschen Staaten in das Reich hineinzwingen zu wollen, die stete Sorge, daß England auf den Fuß getreten werden könnte u. s. w. u. s. w., als Erfindung erkannt worden wäre.

Auf diesen Standpunkt hätten sich vor allem die Freisinnigen — oder die „Liberalen“, wie sie sich jetzt mit Vorliebe nennen, um auch diesen Namen anrühmig zu machen — stellen müssen, da sie ja den Kaiser Friedrich sozusagen als deren Privatheiligen proklamirt hatten. Ja wenn nicht die Parteileidenschaft alle Sinne umnebelte, und wenn der freisinnige Staatsbürger sich getraute, eine Ansicht zu haben, ehe sein Leiborgan ihm die Erlaubnis erteilt hat! Die Zeitungen aber erfaßten vor allem dreierlei. Aus den Wendungen „freisinniger Ausbau“ u. dgl. vernahmen sie ihre eigne Stimme; mit gutem Willen (der ja vorhanden war) ließ sich die Sache so drehen, als ob ohne den Kronprinzen der französische Krieg nicht für die Neugestaltung Deutschlands ausgebeutet worden wäre (es gehört allerdings eine unerhörte Dummheit dazu, das zu glauben, aber was hat sich die Partei nicht schon aufbinden lassen!); und das wichtigste: die Volkszeitung „trifft immer den Nagel auf den Kopf,“ ihre Sprache „erfrischt“ nach den fruchtlosen Debatten am grünen Tisch. Sollten sie nicht jubeln? Das der Berliner „Volkszeitung,“ einstigen „Urwählerzeitung,“ ausgestellte Zeugnis konnten sie sich alle aneignen. Und all das — Geflügel, das sich herausnimmt, an Bismarck den grünen Schnabel zu weisen, blähte die Federn auf. Sind wir nicht auch durch die Talmudschule gelaufen und haben gelernt, aus $2 \times 2 = 5$ zu machen? Neben wir nicht ebenso keck über alles, was wir nicht verstehen? Treiben wir nicht auch täglichen Mißbrauch mit dem Namen des deutschen Volkes? Auch wir treffen den Nagel immer auf den Kopf, auch unsre Sprache erfrischt. Wenn man uns zur Regierung kommen ließe! Und Kaiser Friedrich würde uns gerufen haben, wie hätte er anders gekonnt, ohne sich selbst untreu zu werden? Ja, er war edel! Seit den Tagen der Gothaer Partei hat man das Wort edel nicht so oft gebraucht, wie unmittelbar nach der Veröffentlichung in der „Deutschen Rundschau.“ Hat denn jemand an der edeln Natur des Kronprinzen und Kaisers gezweifelt? Nicht das wir wüßten. Aber man sah jetzt den höchsten Beweis von Edelmut darin, in den Jahren 1870 und 1871 Sätze in ein Tagebuch zu schreiben, die ziemlich unverändert tägliches Brot der freisinnigen Zeitungen sind und Stoff zu Berunglimpfungen Bismarcks bieten konnten.

Als dann dieser die sachlichen und chronologischen Irrtümer aufdeckte, wie zu thun nur er im stande war, wurde die Geberde sittlicher Entrüstung angenommen, welche die Freisinnigen besonders gutkleidet. Im Schimpfen behauptete natürlich der Moniteur des Freisinn die Meisterschaft, aber auch von den kleinen leistete mancher großes. Ein von einem „Dr. jur.“ redigirtes Nürnberger Blatt verkündete, „für einen logisch denkenden Menschen“ gebe es nur zwei Möglichkeiten: entweder werde das Tagebuch für echt gehalten oder für unecht, mit unechten Dokumenten könne kein Staatsverrat getrieben werden, Bismarck jedoch erkläre das Tage-

buch für unecht und behandle es zugleich als echt. Daß Bier durch Zusätze verfälscht und dennoch Bier sein kann, sollte man in Nürnberg doch wissen, und der Zusatz in dem Berichte Bismarcks „in der Form wie es vorliegt“ hätte den „Dr. jur.“ darauf aufmerksam machen können, daß nicht die Echtheit der ganzen Publikation angezweifelt wurde. Dieser Zusatz ist auch in demselben Blatte enthalten, in dem Leitartikel völlig ignoriert, und dieses Bröbchen von freisinniger „Logik“ und freisinniger Wahrhaftigkeit dünkt uns recht bezeichnend.

Auch die „Frankfurter Zeitung,“ die doch sonst klüger ist als die verschiedenen Mundstücke des Herrn Regierungsassessors a. D. und Reichskanzlers in partibus, sah sich gemüßigt, eine Lanze für die Echtheit des Tagebuches zu brechen. Die Unechtheit müsse erst bewiesen werden! Natürlich, welches Gewicht hat eine Erklärung Bismarcks gegenüber der eines Unbekannten? Denn damals hatte sich der Einsender noch nicht gemeldet. Und Dr. Rodenberg sei ein Nationalliberaler, werde also nicht zu einer Fälschung, die der Regierung unangenehm sei, die Hand geboten haben. Als ob das irgend jemand ihm schuld gegeben hätte! Er und der Verleger der Rundschau haben erklärt, in der Publikation nichts Bedenkliches gefunden zu haben. Das spricht freilich nicht für ihren politischen Blick. Indessen läßt sich auch der Fall denken, daß einem Redakteur ein Beitrag angeboten würde, dessen Veröffentlichung niemand Nutzen bringen, aber zuverlässig „Sensation“ machen müßte, und daß er so rechnete: Bringe ich die Sache nicht, so thut es einer von meinen Konkurrenten, weshalb soll ich mir einen solchen Bissen entgehen lassen, da ich die Publikation doch nicht hindern kann? Das ist eine von den unseligen Folgen der Entwicklung des Journalismus zu einer Industrie wie andre mehr.

So viele freisinnige Blätter wir in den Tagen nachgelesen haben, in keinem eine Spur der Einsicht, daß der Einsender der Tagebuchauszüge nur dann seine Absicht erreicht hätte, wenn diese gewesen wäre, das deutsche Volk über den frühen Hingang des zweiten Kaisers zu trösten. Sind die Sinne wirklich so tot, oder ließ die Hoffnung, den Reichskanzler ärgern und verkleinern zu können, keine ruhige Prüfung zu? Das Toben der „führenden“ Blätter scheint zu verraten, daß man zu spät erkennt, auf welcher Seite die staatsmännische Ueberlegenheit war, und wem das deutsche Volk mehr zu Danke verpflichtet ist.

Litteratur.

Beiträge zur Geschichte des Krieges von 1870. Von Alfred Darimon.
Autorisirte Uebersetzung. Hannover, Hellwingsche Verlagsbuchhandlung, 1888.

Der Zweck dieser Schrift ist der, die Denkwürdigkeiten des Herrn von Beust zu berichtigen, und nachzuweisen, daß Frankreich im Jahre 1870 Grund hatte, für den Fall des Krieges auf die Bundesgenossenschaft Oesterreichs und Italiens zu rechnen. Der Verfasser hat in seiner Stellung als Deputirter des Kaiserreichs nähere Fühlung mit der französischen Diplomatie gehabt und benutzt dieses Verhältniß, um Dokumente aufzudecken und zu bezeichnen, die dem Geschichtsschreiber von Wert sein können. Die Ansichten Darimons zeigen starke Widersprüche. In der Einleitung wird versichert, daß Gramont, als er die Kandidatur Hohenzollern